

„Wie viel eben ein, daß der Besondere in Newport haben; ein Bruder von Papa lebt seit vielen Jahren dort, vielleicht könnte der Onkel etwas über Ihren Bruder in Erfahrung bringen?“ sagte sie und sah ihn mit ihren freundlichen Augen so flehlich an, daß es ihm ganz heiß wurde.

„Sie sind zu gütig, aber Kadi ist wohl schon zu tief gekrankelt, als daß Ihre Bemühungen ihn auffinden, geschweige denn ihm helfen könnten,“ meinte Martin traurig.

Etwa vierzehn Tage nach jenem Fest bei dem Bürgermeister begab sich der Doktor Keller zu dem Fräulein Magdalena Schmalz, als er um eine Straßendecke bog. Unwillkürlich blickte sie herbei und reichte sich die Hand.

„Ich muß Ihnen etwas erzählen, Herr Doktor,“ sagte sie erregt, dann blickte sie, sein sonst so ernstes Gesicht war so heiter, wie sie es noch niemals gesehen. Was haben Sie mir?“ sagte sie erstaunt und fragend hinzu. „Erlauben Sie mir!“ bat er und sah sie tief in die leuchtenden Augen.

„Ich werde nach Newport reisen mit Papa! Ist es nicht wunderbar? Papas Bruder, Onkel Alfred, der dort Kaufmann ist, bittet uns schon längst, einmal zu kommen. Es war schon im vorigen Herbst davon die Rede, da kam ja Mamas Krankheit, nun aber wird's Ernst. Der Grund ist recht traurig, denn Onkel ist sehr leidend und will mit Papa über Geschäftsdinge sprechen.“

„Sie reisen nach Newport?“ Martin nickte die Worte beinahe tonlos hervor; er hatte offenbar nur diese eine Thatfache begriffen.

„Ja, gratulieren Sie mir doch! Ich habe es mir immer gewünscht; man macht die Reise jetzt in zehn Tagen, und denken Sie, wie interessant es ist!“

„Wirklich, ich gratuliere!“ sagte er heiß.

„Danke, — nun aber Ihre Geschichte!“

„Ach richtig! Ich bekam gestern einen Brief von meinem Bruder.“

„O wie mich das freut! Schreiben Sie, er ist doch noch am Leben, und geht es ihm besser, als Sie dachten?“

„Augenblicklich scheint er einen Aufschwung genommen zu haben; er ist Seher in einer Dreiferei, aber was sagt das? Ich gebe nichts auf seine guten Vorsätze, nicht so viel!“ Er schnippte mit den Fingern in die Luft.

„Sie sind hart und ungerührt,“ sagte das junge Mädchen lebhaft, „keiner kann mehr thun, als Besserung geloben und von vorne anfangen. Warum aber sehen Sie vorher so glücklich aus, wenn Sie sich garnicht trennen?“

„Ich weiß nicht, zum glücklich sein habe ich keinen Grund; mein Bruder hat mir schon zehnmal Besserung gelobt! Aber ich muß mich Ihnen hier empfehlen, Fräulein Schmalz. Glückliche Reise!“

„Sprachlos blickte Magdalena ihm nach.“

Er war doch ein komischer Kauz! Warum freute er sich nicht mehr, und warum war er so steif und kühl mit ihr?

Der komische Kauz stieg unterdessen, bis ins Innerste getroffen, die Treppe zu einem Patienten hinauf.

Ja, sie hatte Recht; er hatte nicht nur glücklich ausgehen, er war es auch gewesen.

Der lang ersehnte Brief Kadi's heute morgen mit der Nachricht, daß er in einem ehrbaren Berufe sein Brod verdienen, hatte ihn in einen Kauz von Herude verkehrt! Und in diesem Kauze hatte er beschlossen, an diesem Tage noch um Magdalena's Hand anzuhalten!

Er konnte nicht länger mit dem lange in ihm gährenden Entschlusse zurückhalten. Warum auch? Er glaubte ihrer Liebe gewiß zu sein.

Und jetzt? Alle seine Hoffnungen waren in ein Meer von Zweifeln und Bitterkeit versunken!

Magdalena hatte ja gestrahlt, als sie ihm von ihrer bevorstehenden Abreise erzählt hatte, natürlich sollte sie dort einen Better heirathen. Jener Onkel Alfred war ja schwer reich, und der Bürgermeister hielt viel vom Gelde.

— Nein, er konnte nur seinen Mund halten. Was, daß die Augen ihm zu rechter Zeit geöffnet waren!

Und Kadi? — Martin sahte bitter auf. Welcher Narr war er gewesen, an dessen thörichte Umsonstung zu glauben! Befah er nicht hundert Beweise seines mangelhaften, leichtsinnigen Charakters? War der Junge nicht oft schon auf gute Wege geleitet worden? Und jetzt, was er gänzlich in den Sumpf moralischer Verkommenheit hineingerathen war, wie er ihm selbst angebetet hatte, jetzt sollte er noch ein ordentlicher Mensch werden können?

Lächerlich, daran auch nur eine Sekunde zu glauben! Martin richtete sich doch auf, er konnte förmlich seine kräftigen Glieder wie ein Löwe, der aus dem Schlaf erwacht.

Er hatte wohl auch geschlafen und geträumt von einem sonnigen Leben, aus dem der Schatten seiner Jugendzeit getrieben war und das eine Fülle von Glück über ihn ausschüttete.

Magdalena's Liebe — ein glückliches, behagliches Delirium — ja wohl, es würde schon gewesen, aber damit war es vorbei.

Einige Wochen später stand Dr. Keller neben Magdalena auf dem Bahnhofsplatze und hörte ihre sanfte sympathische Stimme fragen: „Haben Sie mir keine Grüße mitzugeben für Ihren Bruder?“

„Sie werden kaum in die Lage kommen, meinen Bruder zu sehen, Fräulein Schmalz,“ sagte er frostig.

„Warum ist er nur hergekommen, wenn er so kalt sein will?“ fragte Magdalena sich innerlich. Aber laut sagte sie ebenso freundlich wie vorher: „Sie haben mit ja den Namen des Fräuleins verrathen, der sich seiner angenommen hat, ich werde mich also vielleicht noch ihm erkundigen können! Sieht Ihr Bruder Ihnen ähnlich?“

„Nein in keiner Weise. Er ist — er war wenigstens ein hübscher Mensch!“

Sie schickte bei seiner entschiedenen Antwort.

Aber jetzt wurde der Zug zum letzten Male abgerufen.

„Adieu, Herr Doktor! Sorgen Sie gut für Mama!“

Ihm war die Kehle wie zugeschnitten. Er konnte ihr nur die Hand drücken und sich verbeugen. Dann verließ der Zug langsam die Bahnhofshalle.

Martin verließ mit zwei Herren vom Magistrat, welche ihrem Oberhaupt das Geleit gegeben hatten, den Bahnhof.

„Der Bürgermeister sah ja so vergnügt aus, der wird wohl sein Schäschen ins Trodene bringen, daß ihn in der neuen Welt!“ sagte der eine lächelnd.

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, der Bruder soll mehrfacher Millionär sein, und ich habe ein Riechchen davon hören, daß unsere kleine Magdalena einen Better heirathen soll!“

„Wissen Sie das bestimmt?“ fragte der Andere erstaunt.

„Je nun, dafür hasten kann ich nicht!“ meinte der erste Sprecher. „Vielleicht hat sie schon hier ihr Herz verloren, das niedliche Ding! — Guten Morgen, meine Herren!“

Fortsetzung folgt.

### Wieder im Elternhaus.

Sage von F. W. Gedruckt von der...

Die Strahlen der untergehenden Sonne warfen ihren Schimmer auf die schaukelnde Gestalt, die im schwarzen Trauerkleide am Hügel saß. Als der letzte Ton verklungen war, verbarg sie das Antlitz in den Händen, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Tann erhob sie sich und blätterte in dem roten Heft. Ihre Augen blieben an ihrer Hand hängen, an der zwei schwere goldene Ringe glänzten.

„Bitter,“ kam es leise und deutlich von ihren Lippen. Es war jetzt fast ein Monat vergangen, als sie die Trauerhülle trug, daß das Schiff, das ihr Mann befehligte, untergegangen war.

Die wenigen, aber inhaltsreichen Worte des Telegramms lautete: „Mutter verloren. Von Besatzung keine Spur gefunden.“

Die Tage waren zu Wochen geworden, aber jede Stunde, jede Minute klang es in ihren Ohren: „Er kommt nicht wieder.“

Niemand hatte sie, dem sie sich anvertrauen konnte, und sie war weit, weit fort vom Elternhause.

Hier erinnerte sie Alles an ihn. Sie ging vom Salon ins Speisezimmer; die schweren eichenen Möbel, die dunkeln Gardinen, Alles war so daheim.

In jedem Zimmer stand der Schreibtisch, über ihm hing ihr Bild. Nein, hier konnte sie nicht bleiben.

Die Thür zu dem Kabinett stand offen, die rote Kapsel brannte, sie warf ihren Schein über die Palmengruppe hinter das kleine Sofa, ihren Lieblingsplatz. So idyllisch, und doch — was nützte das Alles?

Sie setzte sich auf das Sofa, sie wollte sich austheilen, aber die Thränen versagten.

Das Mädchen erschien mit dem Kaffee auf dem kleinen silbernen Teller und fragte, ob sie sonst noch etwas begehre.

„Ach nein, für heute haben Sie frei, Minna. Ich möchte ungestört sein.“

Der Kaffee blieb unberührt. Sie sah und starrte vor sich hin. Ihre Gedanken drehten sich immer um dasselbe.

Wer konnte das vorantreiben. Oft hatte sie daran gedacht, ob ihr großes Glück nicht einmal getrübt werde. Daß es aber so schnell kommen konnte, darauf war sie nie verfallen.

Sie waren etwas über ein Jahr verheiratet gewesen. Welche Träume, welche Lustschlüpfer hatte sie sich zwischen aufgebaut! Sich nur den kleinen gestidten Schmel dort hinten. Jeder Stich, den sie an ihm wühlte, war eng mit den Träumen von ihrem zukünftigen Delirium und ihrem Glück verknüpft. Und als sie zum erstenmal hier eintrat, waren ihre Träume nichts gegen die Wirklichkeit.

Ten Sommer war sie mit ihm auf See gewesen. Tiefe herrlichen Stunden, diese entzückenden Sommerächte auf dem weiten Meer, wenn die Natur ruhte und nur die Vögel ihren eintönigen Gesang anstimmten, gleichsam als wollten sie sie beruhigen und einlullen, bis sie in der heiligen Stille nur noch ihrer Herzen für einander schlugen hörten.

Warum war sie nicht auch im Herbst mit ihm hinausgegangen? Dann hätte sie ihn doch in sein nasses Grab begleitet.

Er hatte sie aber so eindringlich gebeten, zu Hause zu bleiben.

„Meine Mil,“ sagte er, „darf sich nicht den rauhen Herbststürmen aussetzen.“

Was sollte sie jetzt nur beginnen? Einmal hätte sie hier gekämpft und gelitten. Sollte sie nach Hause reisen? Oh! War dieses hier nicht ihr Heim? Ja, das war es, aber die Einsamkeit drückte sie zu schwer.

Sie lehnte sich ins Sofa zurück, die Angst leuchtete aus ihren weichen Jägen, aus dem braunen Augen, in denen ihre Leiden sich abspiegelten.

Da klingelte es heftig. Sie trat hinaus, um zu öffnen. Vor der Thür stand ein alter, wettergebräunter Herrmann und blickte seine Nase zwischen den Fingern. Ein Posten schimmer durchströmte ihre ganze Gestalt, und mit zitternder Stimme sagte sie: „Alison, ist Wilhelm gerettet?“

Als wenn ihr Leben davon abhänge, wartete sie auf die Antwort, und die kleine, zarte Hand legte sich fest auf seine Schulter.

„Nein, Frau Kapitän, ich glaube, daß er todt ist!“ Die rauhe Stimme bekam einen eigentümlich weichen Klang.

Sie bat ihn, einzutreten. „Alison, erzählen Sie mir den ganzen Verlauf,“ sagte sie.

Er berichtete ausführlich. Auch die kleinste Einzelheit wollte sie wissen.

„Als der Kapitän sah, daß Alles verloren war,“ sagte der Alte, „nahm er dies hier und schrieb darauf.“

Er holte ein zerfaltertes Stück Papier aus der Tasche. „Ach, Frau Kapitän,“ fuhr der Alte fort, „nur durch ein Wunder wurde ich gerettet. Ich fand eine Pflanze, auf der ich mich festhielt. Die Pflanze, in die der Kapitän das Papier geklebt hatte, trug ich in der Tasche. Ich wurde von einem vorbeisegelnden Schiffe aufgenommen, von dem Andern fand man aber keine Spur. So dachte ich bei mir, warum ich alles, verbrauchtes Brod nicht an Stelle unseres jungen Kapitän's zu Grunde gegangen bin.“

Dabei wickelte er mit der Rückseite seiner Hand etwas Kaffee aus den Augen.

Als sie wieder allein war, nahm sie das zerstückte Papier und las es. Einige Worte waren verwischt. Der Inhalt lautete: Meine liebe Frau! Wenn Du diese Zeilen sie erhalten! Ich weiß es nicht. Ich habe am Ende meines Lebens. Wo sind alle unsere Träume, wo ist unser Glück geblieben? Und Du, meine zarte Blume, sollst einjam in der Welt dahlehen. Ich verzeih mir, wenn ich Dich je gekränkt habe. Meine Gedanken sind nach oben gerichtet. Es ist ein eigenartiges Gefühl, an der Schwere des Todes zu leben. Ich, bete für mich. Ich kann nicht mehr schreiben. Das Schiff rollt jäckerlich. Leben Augenblick wird es mit uns zu Ende sein. Ich vertraue mich dem Schutze des Allmächtigen an. Lebe wohl, mein innigstgeliebtes Weib. Betr für Deinen Wilhelm.“

Die letzten Worte! Wie sollte sie seine Augen wiedersehen, nie seine liebe Stimme hören, nie, nie —

Ally mußte nach Hause reisen. Hier konnte sie nicht bleiben. Sie dachte an ihre Freundinnen, wie sie sie so hagen würden. Sie sah sie Alle vor sich. Iba Eredon, die ihre Nebenbuhlerin gewesen war, und die frohe, aufgelauffene Marie Alm. Ob der Philologe, dem sie einst einen Rath gegeben hatte, sich jetzt wohl wieder neue Hoffnungen machte?

Aber nur flüchtig kreisten ihre Gedanken die verstorbenen Jahre, ihre Jugend-Bekanntschaften und die Freuden, die jetzt weit hinter ihr lagen. Ihr Sehnen hatte ein andres Ziel. Es galt den lieben Allen, die sie und ihre Trauer verhehen und sie von Neuem in ihren Schutze nehmen würden. Nur ihnen galt ihre Reise, nur zu ihnen wollte sie sich ausdrücken, und sie setzte sich